

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

[Text]

[urn:nbn:de:bsz:31-339821](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-339821)

Am Morgen des neuen Jahres.

In's Meer der Zeiten ist das Jahr geschwunden,
Kein Sterblicher konnt' hemmen seinen Lauf;
Dem Greise gleich, ging's hin zum ew'gen Frieden
Und die Vergangenheit nahm's liebend in sich auf.

Der Wanderer aber stehet sinnend stille
Und sendet nach ihm einen ernstern Blick:
Ach, waren's auch getäuschter Wünsche viele,
So bracht' es doch auch manches stille Glück.

Es geht ja auf und ab in diesem Leben,
Nicht jeder Wunsch des Herzens wird erfüllt;

Drum will den Sorgen ich nicht Nahrung geben,
Die Zukunft ist dem Sterblichen verhöllt.

Willkommen, junges Jahr! — Ich will nicht zagen,
Vertrauensvoll zum Meister schau' ich auf;
Der mit allmächt'ger Hand die Welten weiß zu tragen,
Wird segnend leiten meinen Pilgerlauf.

Wie auch im Leben Alles wechselnd kreiset,
Den Ew'gen trifft kein Wechsel dieser Zeit;
Er ist's, der Sonnen ihre Bahnen weist,
Der unser Schicksal lenkt voll Gütigkeit.

Belehrende und unterhaltende Geschichten.

Wanderungen am Bodensee.

Vor bald vierzig Jahren, unternahm ein mir wohl bekannter Mann eine kleine Reise um die damals noch wenig gekannten Ufer des Bodensee's, und veröffentlichte die Ergebnisse derselben in dem eigens hiezu unter dem Titel: „Wanderer am Bodensee“ errichteten Kalender. Der Verleger sammelte später diese Reisebilder in einem eigenen Schriftchen, das im J. 1822 als „Wanderungen am Bodensee“ erschien, aber jetzt selten mehr zu finden ist.

Längst schon ruhen Drucker und Verfasser von des Lebens Mühen und Sorgen unter dem grünen Rasen des Kirchhofes, aber ihr Werk lebt noch fort, denn die alten Kunden sind ihm bisher treu geblieben, und vermehren sich durch neue von Jahr zu Jahr. Versuchen wir daher abermals eine kleine Reise um den Bodensee herum zu machen, da sich die verschiedenartigsten Verhältnisse nach so vielen Jahren wesentlich verändert haben, und der Leser durch manches Neue angenehm überrascht werden wird.

Also frisch an's Werk!

Mit leichtem Ränzchen und schwerem Herzen, steige ich vom Dorfe Wäldi die Straße durch den Wald gegen den Bodensee herab. Seit mehr als dreißig Jahren ferne von der Heimath, erfüllt jetzt stille Wehmuth mein ganzes Gemüth. Wie soll ich sie wieder finden, die ich im rüstigen Mannesalter verlassen, und jetzt als Greis mit grauen Haaren zu betreten im Begriffe stehe? Wen werde ich von allen denen, die einst meinem Herzen nahe waren, noch unter den Lebenden

finden, und welche Seele wird sich um des alten Mannes Freuden und Leiden kümmern? Unter solchen Gedanken wanderte ich, unempfindlich für Alles was mich umgab, durch die Waldesstille fort.

Der Tod einer lieben Frau und theurer Kinder, nebst andern bittern Erfahrungen, die ich machen mußte, hatten mich in die Welt hinausgetrieben. Unstät durchzog ich sie, verweilte selten lange an einem und demselben Orte, und hoffte immer wieder, trotz der vielfachsten Täuschungen, an einem andern die verlorene Ruhe zu gewinnen. Thörichtes Beginnen! Es half nichts, wenn ich mir auch tausendmal die Strophe aus dem schönen Liede von L'appée, „So oder So,“ in's Gedächtniß zurückrief:

„Stadt oder Land! nur nicht zu eng die Räume,
Ein wenig Himmel, etwas grün die Bäume,
Zum Schatten für der Sonne Brand!
Nicht an das Wo ward Seligkeit gebunden,
Wer hat das Glück schon außer sich gefunden?
Stadt oder Land! Die Außenwelt ist Land.“

Eine unsichtbare Macht schien mich immer wieder ferner zu treiben; die Vorstellung, daß meine Schmerzen mit der Meilenzahl der Entfernung vom Orte meines Leidens abnehmen müßten, jagte mich weiter und weiter in die Welt hinaus, und ließ mich an keinem Orte ruhen noch rasten.

Wie oft dächte es mir, der Held des gemüthlichen Streckfuß'schen Gedichtes: „Die fernen Berge“ zu sein:

„Dort, wo des Himmelsblau auf Bergen ruht,
Dort ist es schön, dort möcht' ich gern verweilen,
Dort flöße leichter, fröhlicher mein Blut,
Dort würden meiner Sehnsucht Wunden heilen.

Dort, ahnd' ich, müssen schön're Blumen blüh'n,
Mus' süß'rer Saft die gold'nen Früchte schwellen,
Und frischer ist des dunklern Haines Grün,
Dort plätschern leiser, lieblicher die Quellen.

Dort sind die Herzen sanft und hold und treu,
Dort muß der Geist der Lieb' und Güte walten,
Dort zeigt sich jede schöne Regung frei,
Dort wandeln freundlich schönere Gestalten.

So weht mich denn, ihr Frühlingslüfte fort,
Ihre Stürme, nehmt mich auf mit starken Schwingen,
Dort muß ich hin, mein Vaterland ist dort,
Dort werd' ich meiner Lieb' ein Ziel erringen.

So zog ich hoffend hin zum fernem Land,
Erreichte bald die heißersehnten Hügel,
Doch naht' ich kaum, und ach! der Himmel schwand,
Und weiter trug mich meiner Sehnsucht Flügel.

Noch treibt's mich fort — doch sank mein kühner Muth,
Die bunten, schönen Hoffnungen erbleichen —
Die fernern Berge, wo der Himmel ruht,
Ich werde nimmer, nimmer sie erreichen.“

So in wehmüthige Gedanken versunken, trat ich aus des Waldes Kühle heraus, und vor mir lag plötzlich im hellsten Sonnenscheine die Heimath, mit ihren Bergen, Hügeln, Thälern, Schluchten, Städten, Schlössern und Dörfern, und die spiegelglatte Fläche des Rheines und Bodensees glänzte mir freundlich entgegen. Mit Blitzeschnelle flog mein Blick über die herrliche Gegend hin, welche vor ungezählten Jahren nur eine einzige große Wassermasse bildete, aus der durch unterirdisches Feuer aus der Erdrinde hervorgehobene Bergrücken und Bergkegel ragten, die einzigen Stätten, auf denen Pflanzen und Landthiere der damaligen Schöpfung gedeihen konnten.

Dieser einzige Blick hatte jedoch hingereicht, mir zu zeigen, daß im Ganzen der Charakter der Gegend sich gleich geblieben sei. Noch stehen die Basalt- und Klingsteinkegel des Hegaus mit ihren zertrümmerten Burgruinen, und kein neuer vulkanischer Ausbruch hat ihre Gestalt verändert. Noch liegt ruhig und still die Insel unter mir im Untersee, aus welcher der heil. Birminas im 8. Jahrhundert christlicher Zeitrechnung, das giftige Gewürme durch seinen Segen vertrieb. Der Reichthum des einst berühmten Klosters aber, das

von ihm den Namen „Reichenau“ erhielt, ist schon längst vergangen, und von all den frühern Schätzen, welche das Kloster barg, sind nur noch wenige Ueberbleibsel vorhanden.

Ich warf mich auf den dustenden Rasen, und sog begierig wie ein Dürstender, alle Schönheiten des Panoramia's in mich ein. Der Himmel lachte über mir in der vollsten Klarheit eines Maltages, und die Gegend schien sich in ihr schönstes Gewand gekleidet zu haben, um ihren alten Verehrer auf das Festlichste zu empfangen. Es ist der Tag des Herrn, und die Geschäfte des Werktagslebens ruhen. Kein Laut schwingt sich zu mir auf diese Bergeshöhe herauf, und ich vernehme nichts, als das schmetternde und jubelnde Lied der Lerche über mir, und das Summen geschäftiger Biennen, die um mich herum Honig aus den Blumen sammeln, und mit gefüllten Höschchen zum Stocke zurückfliegen. Aber horch! Da bringen bekannte Klänge zu meinem Ohre, und mein Auge füllt sich unwillkürlich mit Thränen. Es ist die große Glocke im Münster in Konstanz, deren Tönen ich oft in meiner Jugend mit heiliger Ehrfurcht gelauscht. Will auch sie den armen verlassenen Fremdling willkommen heißen? Jetzt erst begreife ich die Stimmung, in welche Götze Faust beim Läuten der Glocken am Oftertage gerathen läßt:

„Was sucht ihr mächtig und gelud,
Ihr Himmelstöne mich am Staube?
Klingt dort umher, wo weiche Menschen sind,
Die Bottschaft her' ich wohl, allein mir fehlt der Glaube.
..... O! klinget fort, ihr süßen Himmelstleder,
Die Thräne quillt, die Erde hat mich wieder.“

Die Töne waren verflungen, und zitterten nur noch in meinem geistigen Ohre nach. Der Gruß aus meiner Vaterstadt hatte all mein Sehnen, sie wieder zu schauen, mächtig angeregt, und ich schritt deshalb in weicher Stimmung den Berg herab, dem Dorfe Tägerweilen zu. Dieses soll nach dem alten Konstanzer Chronisten, Christoph Schultzeiß, im 6. Jahrhunderte die Mutterkirche von St. Paul in Konstanz gewesen sein. Jedenfalls ist das Dorf sehr alt, und im Manche den Ueberrest eines römischen Befestigungswerkes sehen. Diese Meinung gewinnt einige Wahrscheinlichkeit, wenn wir erwägen, daß durch das Dorf die jetzt noch sogenannte „Hochstrasse“ geht, unstreitig ein Werk der Römer, welches das Castrum Arbon mit dem heutigen Dorfe Pfyln an der Thur, einem andern helvetischen Gränzstättchen, verband. Der Hügel,

auf dem die jetzige Kirche steht, konnte deshalb sehr leicht zur Vertheidigung dieser wichtigen Straße verwendet werden.

Das hübsche Schloßchen mit schönen und weitläufigen neuen Oekonomiegebäuden, links an der Straße ist der Hertler. Es gehörte einst dem Konstanzer Patriziergeschlechte der Herter oder Herterich von Hertler, die mehrfältig im 17. Jahrhunderte als Oberbaumeister dieser Stadt erscheinen. Als im J. 1682 Junker Hans Kaspar Herterich von Hertler, gewesener Oberrichter der Stadt Konstanz, mit Hinterlassung von 5 Söhnen und 3 Töchtern aus zwei Ehen starb, wurde dieses Gut in öffentlicher Steigerung von dessen Schwiegersohn, Junker Franz Joachim von Eichenlaub um 8000 fl. sammt dem Hause zum Leithund in Konstanz erworben. Ein Sohn aus erster Ehe wollte das Gut im Jahre 1701 wieder an sich ziehen, was zu einem Prozesse Anlaß gab, dessen Akten im Konstanzer Archive liegen. Später gerieth es in andere Hände, und besaß sich zu Anfang dieses Jahrhunderts im Besitze des Herrn Kreisraths von Christmar in Konstanz, von welchem es kaufweise auf den Banquier Hippenmayer in Wien, und später auf dessen Nessen, den am 21. März 1854 verstorbenen thurgauischen Obristleutnant, Johann Hippenmayer, überging. Dieser ließ die Oekonomiegebäude schön und zweckmäßig aufführen, und verwendete überhaupt viel Geld zur Verschönerung dieses angenehmen Landstücs. Gegenwärtig gehört es einem Herrn Zollinger aus Zürich.

Unfern der Kirche steht der alte Freistig Pflanzberg, von dessen Aussicht der alte Käst schon 1766 sagt, daß sie eine der allerfreudigsten sei, die man nur immer finden könne. Noch zu Anfang unsers Jahrhunderts gehörte dieser schloßähnliche Landstüc dem verstorbenen Chorherren Rüpplin von Kessikon in Konstanz, kam darauf in Besiz der Familie Steiner aus Winterthur, und nach deren Aussterben in den eines Herrn Wisler in Zürich.

Rechts oder südlich von Lägerweilen, schaut noch immer ernst und traurig die Ruine des bischöflichen Schlosses Ober-Kastell, in das Thal herab. Einst der Siz der mächtigen Bischöfe von Konstanz, und Zeuge mancher edlern und schlechtern Thaten derselben, dient es jetzt nur noch Dohlen, Käuzchen, und dem nächlich schleichenden und würgenden Iltis und Marder zum Aufenthalte. Verwundert steht es sich in seiner ganz fremden Umgebung umher, und kann den Wechsel der Dinge nicht begreifen, ein Todter unter den Lebenden. Des Schicksals Tücke hat aber auch ihm übel mitgespielt. Wie unbestimmte Nachrichten

sagen, soll es um das Jahr 1112 von Bischof Ulrich I., einem Grafen von Dillingen, erbaut worden sein. Eigene Edle, die Schenken von Kastell, erhielten von diesem Schlosse ihren Namen, und mehrere begleiteten höhere geistliche Würden. Ein Freiherr Ulrich von Kastell, bestieg als Ulrich II. den bischöflichen Stuhl in Konstanz, und ließ 1128 besagtes Schloß zerstören, damit es nicht seinen Feinden, den Grafen von Werdenberg zu Heiligenberg, in die Hände falle. Abermals entstand es aus seinem Schutte, um wenige Jahre nachher, im Jahr 1142, wiederum durch Herzog Konrad von Zähringen, Landgrafen im Thurgau, zertrümmert zu werden. Die zähen Bischöfe ließen es nun zum drittenmale als Phönix aus der Asche erstehen, um ihm auch zum drittenmale das nämliche Schicksal zu bereiten. Als nämlich im Schweizerkriege 1499, Bischof Hugo von Hohenlandenberg dem Begehren der Züricher, deren Bürger er war, ihnen das Schloß Gontlieben zu übergeben, nicht entsprach, sondern neutral bleiben wollte, zerstörten die Eidgenossen aus Rache sein Schloß Kastell am 11. März 1499. Seit dieser Zeit krönt es als Ruine den Hügel, auf dem es steht. Der Haupttheil derselben ist ein hoher vierediger Thurm, aus Findlingen erbaut, mehrere Stöcke hoch. Er hatte früher keinen Eingang zu ebener Erde, was für sein hohes Alter zeugt. Derselbe befand sich in einer gewissen Höhe, und man konnte in den Thurm nur mittelst einer Stiege oder Leiter gelangen, welche man von oben herabließ.

Westlich von diesen Trümmern liegt, nur durch eine kleine Kluft getrennt, das neue Schloß Kastell. Als die Freiherrn von Kastell ausgestorben waren, kam ihre Besitzung in mehrere Hände. Im Jahr 1661 erworben sie Daniel und Hermann Zollkofer von St. Gallen, Gebrüder. Ein Daniel Hermann Zollkofer, ließ das Schloß 1741 vom Grund aus neu aufbauen, wie es jetzt noch steht. Gegenwärtig ist es im Besitze der Familie von Scherer von St. Gallen. Junker von Scherer, der 1848 in Rom starb, verwendete viel Geld auf die Verschönerung dieses Gutes, ließ die frühere Einfahrt ins Schloß abreißen, dieses selbst verschönern, ein Observatorium (Sternwarte) mit astronomischen Instrumenten darauf errichten, den Garten hübsch und zierlich anlegen, und schöne Oekonomiegebäude nebst einem großen Hühnerhofe herstellen. Als verständigiger Freund und Liebhaber der Landwirtschaft, suchte er solche auf rationellem Wege zu betreiben, und durch Einführung neuer und zweckmäßiger Geräthschaften, sowie ber-

artige Kulturmethoden, den alten Schlenbrian in der Bodenbearbeitung zu verdrängen. Sein frühzeitiger Tod im kräftigsten Mannesalter, war für die ganze Umgegend ein Verlust. Er hinterließ eine Wittwe und einen Sohn, welche das Gut bewohnten, das seiner schönen Aussicht und Gartens wegen, dessen Besuch gastlich gestattet ist, von der Umgebung vielfach besucht wird.

Nordöstlich von der Burgruine Kastell, steht das f. g. Pfaffenschloßchen, von ersterer durch ein Fobel getrennt, an welchem das vordere Thurgau sehr reich ist. Das jetzige Gebäude, über dessen Geschichte mir nichts bekannt ist, stammt aus dem 17. Jahrhundert. Ihm westlich gegenüber, am Wege nach Oberkastell, liegt Unterkastell, ein einfaches Landhaus.

Links von der Straße von Lagerweilen nach Konstanz, hart am Rheine, in dessen kreisenden Wellen sie sich selbstgefällig beschauen, stehen die zwei Thürme des alterthümlichen Schlosses Gottlieben. Finster und trozig, wie das fehdelustige Mittelalter, sehen sie herausfordernd in die zahlmere Gegenwart herein, welche die Welt mehr mit dem friedlichen Pfluge und den Erzeugnissen einer riesig voranschreitenden Industrie, als mit dem scharfen Schwerte, mit Morgensternen, Heldebarben, Büchsen, Feuer und Brand zu erobern strebt. Dem unheimlichen Aussehen des Schlosses ganz entsprechend ist aber auch seine Geschichte. Sie erzählt uns keine That, an welcher der Menschenfreund sich erlaben, und die ihn einigermaßen mit manchem Schlimmen, das in seinen Mauern vorgegangen, ausöhnen könnte. Außer den Bischöfen von Konstanz, zu deren jeweiliger Aufenthalte es diente, waren seine berühmten Gäste fast lauter unfreiwillige. Noch hören wir mit dem geistigen Ohre schwere Ketten am Fuße Gefangener klirren, und Seufzer durch die dicken feuchten Mauern dringen, große Schlüssel rasseln und eisenbeschlagene Thüren knarrend sich auf ihren Angeln drehen, die in dunkle Kerker der Freunde des Lichtes führen. Viel des Schauerlichen mag uns die Geschichte verschweigen; aber wir haben schon an dem, was sich das Volk geheimnißvoll und scheu in die Ohren raunt, übergenug, um nicht nach weitem Mysterien zu forschen, welche uns die Menschheit von ihrer schlechtesten Seite zeigen, und uns den Glauben an sie rauben könnten.

Die Zeit der Erbauung des Schlosses Gottlieben fällt, nach Schultze, in das Jahr 1251, und sein Gründer war der Konstanzener Bischof Eberhart II., ein Truchseß von Waldburg, welcher Gottlieben um

7236 Mark Silber eigenen Gutes kaufte. Schon die erste Entstehung entsprang mehr dem Haße als der Liebe. Eberhart hatte sich in mannigfache Unannehmlichkeiten mit der Stadt Konstanz verwickelt, welche ihn veranlaßten, sein neues Schloß viel zu bewohnen. Um seiner Feindin noch mehr zu schaden, ließ er eine Brücke über den Rhein schlagen, in der Hoffnung, den Zug der Waaren von Konstanz ab über Gottlieben zu leiten. Der Erfolg entsprach aber seinen Erwartungen nicht, und das ganze verfehlte Unternehmen mußte des geringen Brückenzolles wegen bald wieder aufgegeben werden.

Später ward das feste Schloß im J. 1355 vom Ritter Konrad von Homburg vergeblich belagert, das wehrlosere Dorf hingegen eingenommen und verbrannt. Die Veranlassung hiezu gab Kaiser Karl IV., weil er nach dem Aussterben der Marschalle von Markdorf, das heimgefallene Reichslehen, nebst dem Münzrechte und dem Zoll, dem Bischof Johannes IV. von Konstanz, einem Sohne Hartmann's von Windegg, übergeben hatte, obgleich die Verwandten der Marschalle von der Spindelsteite, und unter diesen vorzüglich Konrad, dagegen auf's Eifrigste sich setzten. Noch nicht zufrieden mit dieser Rache, überfiel Letzterer, unterstützt von mehreren Bundesgenossen, den Bischof am 12. Februar 1356 in der bischöflichen Pfalz beim Münster, und ermordete ihn beim Nachtessen, ohne für diese blutige That entsprechend gestraft zu werden.

Als eine besondere Fügung des Schicksals ist es anzusehen, daß im Jahre 1415 einige Tage lang ein Schlachtopfer kirchlicher Unbuddsamkeit, und dessen größter Feind, nahe bei einander in den nämlichen Mauern zu weilen gezwungen waren. Nach der Flucht Papst's Johannes XXIII. aus Konstanz, übergaben nämlich Husens Wärter am 24. März 1415, am Palmsonntage, die Schlüssel seines Gefängnisses dem Könige, und verließen, vom Papste dazu aufgefordert, die Stadt. Die daselbst anwesenden Böhmen hofften nun, daß Sigmund den ihm übergebenen Gefangenen freilasse; allein in Folge einer mit den Vätern des Konzils gehaltenen Berathung, übergab ihn der König in die Gewalt des Bischofs Otto von Konstanz, der ihn am 25. März Nachts auf einem Schiffe mit fast 170 Bewaffneten in sein festes Schloß Gottlieben abführen ließ.

Hier wurde er in eines der beiden Blockhäuser gelegt, die sich zu oberst in demselben noch heute befinden, an den Füßen in Fesseln geschlagen, bei Nacht selbst mit den Händen an die Wand angeketet, und

von aller persönlichen Verbindung mit den Freunden gänzlich abgeschlossen. Von hier aus schrieb er an seine Freunde und Glaubensgenossen in Böhmen, und erklärte ihnen seine beste Absicht, auf dem einmal betretenen Wege, welchen er für den rechten halte, stehen zu bleiben, und selbst das Leben an seine bessere Ueberzeugung zu wenden.

In den letzten Tagen seiner Gefangenschaft in diesem Thurme, am 3. Juni 1415, kam sein Verfolger ebenfalls als Gefangener in seine Nähe. Es war dies Papst Johannes XXIII., früher Balthasar Cossa. Seine Flucht aus Konstanz hatte nicht vermocht, ihn aus dem Bereiche des deutschen Kaisers Sigismund zu bringen, und sein Gönner, der Herzog Friedrich von Oesterreich, wurde durch die Gewalt der Umstände gezwungen, ihn dem Konzile zurückzuführen. Er ward deshalb von Freiburg im Breisgau nach Radolpshzell und am besagten Tage nach Gottleben verbracht, nachdem er am 31. Mai die Gerechtigkeit seines Absetzungsurtheils anerkannt hatte. In welchen Räumen des Schlosses er verweilte, ist nicht bekannt.

Die Vergeltung hatte den heimtückischen Papst erreicht. Am 5. Juni 1415 öffneten sich die Pforten der Burg, um ihre berühmten Gefangenen und deren bewaffnete Wächter herauszulassen. Beide sollten jedoch nur ihre Kerker verlassen haben, um in andere zu wandern. Der abgesetzte Papst, dem Churfürsten von der Pfalz zu festem Gewahrjam übergeben, kam in ein Gefängniß zu Mannheim, und wurde erst nach einem Fluchtversuche in das feste Schloß zu Heidelberg gebracht, streng bewacht, aber milde behandelt. Mit einer großen Geldsumme erkaufte er sich seine Freiheit vom Pfalzgrafen, und reiste nach Italien, wo er sich dem Papste Martin V. in Florenz zu Füßen warf, und ihn als das einzige rechtmäßige Kirchenhaupt begrüßte. Letzterer stellte ihn allen andern Kardinälen voran; allein dies genügte dem herrschsüchtigen Manne nicht, und er starb bald, wie wir jetzt zu sagen pflegen, am gebrochenen Herzen.

Nicht so glücklich erging es dem Magister Johannes Hub. Nach einer halbstündigen Wanderung sah er wieder am alten Orte im Thurme bei den Wurfsteinen. Von hier aus trat er am Morgen des 6. Augustes 1415 den schweren Gang zu seiner Verurtheilung in den Dom, und von da zum Holzstoße auf dem kleinen Brühl an. Welcher Stoß zu Vergleichen zwischen dem Schicksale beider Männer!

Nicht lange Zeit nach diesem Hergange bezog der edle und gesinnungstüchtige Erzbischof, Rupertus Hal-

sum von Salisbury in England, das bischöfliche Schloß Gottleben, und starb auch darin am 4. September 1417. Sein Leichnam wurde am folgenden Tage, einem Sonntage, zu Schiff nach Konstanz gebracht, und dort im Chore der Münsterkirche begraben.

Fast schien es, als sollte die Bestie Gottleben im 15. Jahrhunderte allen Feinden der verderbten Kirchenzucht zum Kerker dienen; denn nicht gar viele Jahre nach Hub, schließt sie abermals einen Begner derselben ein. Es ist dies der Magister Felix Hemmerlin, ein geborner Züricher, Chorherr zur Probstei am dasigen Münster, Stifths herr zu Jofingen, sowie zuletzt Probst des St. Ursusstiftes zu Solothurn. Wir finden in ihm einen Mann, welcher sich vortheilhaft vor andern Geistlichen seiner Zeit durch Gelehrsamkeit und Liebe zu den Studien auszeichnete, und noch nebenbei ein feiner, geschiedter und satyrischer Kopf war.

Einem solchen Manne konnte das damalige wüste und wissenschaftlose Treiben der Geistlichkeit nicht gefallen, und er schilderte deshalb in den grellsten Farben das Sittenverderbniß derselben.

Darüber entstand nun gewaltiger Lärm im gernerischen Lager, und die Erzürnten lieferten ihn in die Hände des Konstanzer Bischofs Heinrich IV., eines Freiherrn von Hölten. Dieser ließ ihn, weil er keinen Widerruf thun wollte, bei vier Monaten in einem sinkenden Kerker des Schlosses Gottleben verwahren, entsetzte ihn aller seiner Aemter, und übergab ihn zuletzt seinen grimmigsten Feinden, den Franziskanern in Luzern, in deren Kerker er im Jahre 1457 starb.

Als die Stadt Konstanz trotz all ihres Widerspruchs, vom Kaiser Maximilian gezwungen wurde, am Kriege gegen die Schweizer im Jahre 1499 zu ihrem größten Schaden thätigen Antheil zu nehmen, saß Bischof Hugo von Hohen-Landenberg auf dem bischöflichen Stuhle. Als Bürger von Zürich verlangten diese, daß er ihnen seine Bestie Gottleben übergebe. Weil er ihrem Begehren aber nicht entsprach, so besetzten die Eidgenossen gegen seinen Willen dies Schloß. Die Reichstruppen eroberten solches aber bei einem am 10. März desselben Jahres von Konstanz aus gemachten Ausfalle, wobei etwa 80 Schweizerbauern erstochen wurden. Bald darauf änderten sich aber die Umstände, als Konstanz durch den Basler Frieden das ihm von Kaiser Sigismund 1417 verpfändete Landgericht Thurgau, an die Eidgenossen

verlor. Der Bischof Hugo hatte schon lange lüstern nach dem Besitze der Abtei Reichenau getrachtet, und die Eidgenossen besetzten deshalb, wie man glaubt, im Jahre 1510 das Schloß Gottlieben, im Einverständnisse mit ihm, damit sie einen Punkt hätten, von wo aus sie den Bischof in seinen Bestrebungen mit Gewalt der Waffen unterstützen könnten.

Die Gegend am Bodensee sollte von den Folgen des schrecklichen dreißigjährigen Krieges, welcher Deutschland so unsäglich viel Opfer kostete, und selbiges in einen Zustand von fürchterlicher Barbarei und Verwüstung versetzte, auch nicht verschont bleiben. Am 8. September 1633 setzte der schwedische Feldmarschall, Gustav Horn, mit seinem Heere bei Gottlieben mittelst Schiffen über den Rhein, um zur Belagerung von Konstanz zu schreiten. Während derselben nahm er im Schlosse sein Hauptquartier und zog sich mit seinen geschlagenen Truppen über die Schiffbrücke wieder zurück, welche er zur Verbindung zwischen beiden Ufern hatte errichten lassen.

Ein Unglück besonderer Art vernichtete im Jahre 1692 einen kleinen Theil des Dorfes Gottlieben, indem vier Häuser desselben, welche unmittelbar am Rheine lagen, plötzlich in denselben versanken. Die allgemeine Meinung war, daß eine Unterfressung des Bodens, auf dem sie standen, durch Karpfen und Forellen herbeigeführt, an diesem Unfalle die Schuld trage.

Von den spätern Schicksalen des Schloßes Gottlieben erzählt uns die Geschichte nichts mehr, und es theilt somit das Schicksal mancher Menschen, welche in ihrer Jugend viel von sich reden machten, sei's im Guten oder im Bösen, an die sich aber nach einer kurzen Spanne Zeit Niemand mehr erinnert. Bis ungefähr um das Jahr 1808 sah ein bischöflicher Obervogt darauf, und es ward an Herrn Vanquier Hypothenmayer in Wien verkauft, dessen Enkel, der Rittmeister gleichen Namens, solches 1837 an den Prinzen von St. Leu, nunmehrigen Kaiser Louis Napoleon, um 70,000 fl. abtrat. Unter ihm erhielt das alte Schloß eine bauliche Umwandlung, welche man jedoch keine glückliche nennen kann, und von dem ganzen frühern Bau blieben nur noch die zwei hohen viereckigen Thürme übrig. Im Jahre 1842 verkaufte es sein damaliger Besitzer, mit allen darin befindlichen Gemälden, Möbeln u. s. w. an Herrn Grafen von Beroldingen, dessen Eigenthum es noch gegenwärtig ist, um 28,000 Gulden, wie man sagt.

(Fortsetzung im nächsten Jahre.)

Wie Thomas Rechenmeier vorwärts schreitet in der Dekonomie.



Wer nicht rechnen kann,
Ist nur ein halber Mann.

Unser Wanderer, den du, lieber Leser, auf dem Titelblatte des Kalenders siehst, macht ohne bedenklich zu altern, alljährlich seinen Gang von Haus zu Haus, von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt. Er hat dich schon oft beobachtet und belauscht, wenn du hie und da einen dummen Streich gemacht hast, und hat denselben zu Papier genommen, damit der Nachbar — der Nazi, der Michel &c. darob haben lachen können. Du aber hast das Näslein gerümpft und gedacht: der Wanderer hätte auch schweigen können. Doch wozu hätte sonst der Wanderer sein Ränzlein auf dem Rücken, wenn er nicht auch hie und da etwas Neues ausspultern und miteinpacken würde. Er will aber dir nach seinen neuen Grundfäzen nicht nur etwas zum Lachen, sondern auch etwas zum Nachdenken geben, und hat's besonders darauf abgesehen, dir auf diese Art nützlich zu werden. Wirft ihm also deine Thüre alle Jahre lieber öffnen. So schlich er sich vorigen Jahr einmal an dem Dorfe H. vorbei und bemerkte, wie fünf Männer vor dem Hause des Thomas sitzen und eine Aufmerksamkeit an den Tag legen, wie in der Kirche, wenn man am Patrozinium, am Hausherrenfest &c. einen Festprediger hat kommen lassen. Halt! denkt unser Wanderer, da gib's wieder was für dich. Wie gesagt, so gethan. Er schlich sich sachte hinten hin, ohne den Thomas zu stören, lehnt sich an's Hausdach, öffnet seine Tasche und macht seine Notizen. Er hat dazumal durch den Rechenmeier Thomas von der Gefährlichkeit kleiner Alltagsausgaben, von der Verderblichkeit des Stellviehaltens und von der Nützlichkeit

der Sparkassen Belehrung erhalten, und sie dir, lieber Leser, im 1858er Wanderer haarklein erzählt. Es wird ihn nur freuen, wenn er merkt, daß du Nutzen davon ziehst. Weil der Wanderer den Thomas hat respektiren und als einen tüchtigen Mann kennen gelernt, so konnte er nicht umhin, auch dieses Jahr wieder bei ihm anzurufen, und seine Freude war noch größer, als er über den Sennhofweg an Speckmichelshaus vorbeigehend, schon den Franz, den Toni, den Beni und den Postseppli hinüber zum Thomas schleichen sah. Unser Wanderer stellt sich wieder an seine Ecke. Der Wind war ihm günstig und trug jedes Wortlein, welches der vernünftige Thomas redete, an sein Ohr. Der Beni (Benedikt) sagte was von der Jauche, aber kam damit nicht ins Reine, daher nahm Thomas das Wort und begann:

Man weiß und hat berechnet, daß eine Kuh bei ordentlichem Futter jährlich durchschnittlich etwa 80 Cir. Jauche gibt. Schlagen wir z. B. 10 Cir. nur nach dem niedern Preise zu 1 fl. 40 kr. an, so machen 80 Cir. 8 mal 1 fl. 40 kr. das sind 13 fl. 20 kr. und von 3 Kühen 3 mal 13 fl. 20 kr., d. i. 40 fl., und in 10 Jahren 10 mal 40 fl. gleich 400 fl.

Würde aber diese Jauche erst noch gut behandelt, zur rechten Zeit und auf den rechten Platz ausgeführt worden sein, so hätten sich diese 400 fl. mindestens auf 5 - 600 fl. rentirt. Denn dies weißt du auch Franz, daß es wahr ist, weil es die Erfahrung lehrt, eine mit guter Gülle überführte Wiese, die sonst ein Wagen voll Heu und kein Dehmd gab, gibt 2 Wagen Heu und eine Fuhr Dehmd, und mit dem Rentiren ist's also nicht ganz ohne.

Denke dir Franz, wie da ein Vater seinen Kindern schon in 10 Jahren ein schönes Vermögen vernachlässigt. Mancher aber hat 3 Kühe, aber keinen Jauchehälter. Und wie viel geht diesem erst in 30 Jahren zu Grunde? Es sind aber, wie der Thomas im hiesigen und den Nachbarsorten beobachtet haben will, viele Bürger, die 3, 4, 5 - 6 Stück Vieh und entweder keinen, oder doch nur einen mangelhaften Jauchehälter besitzen. Dies sind Dekonomen, die verstehen ihr Geschäft wie der Schneiderjakob, der den Hosenlag hinten hin gesetzt hat. Hierüber mußte zwar der Franz lachen, aber er sagte, es ist wahr, Thomas, was ihr da sagt, ich gestehe offen, so habe ich noch nie rechnen und vernünftig sprechen gehört. Ich muß meine Dekonomie selbst auch anders in die Hände nehmen.

Thomas. Ja denke, wie viel z. B. nach obiger Rechnung unser Bürger Sepper Dünger verliert. Er

hat 3 Pferde, 4 Ochsen, 4 Kühe und einige Kälber. Schlagen wir seinen Viehstand durchschnittlich zu 11 Stück an, so wäre seine Jauche 11 mal 13 fl. 20 kr., d. i. 146 fl. 40 kr. werth per Jahr. Er haust aber schon über 30 Jahre und hat bis auf den heutigen Tag noch keinen Jauchehälter, sondern wie sein Vater, eine Dohle in den Bach aus seiner Dunggube. Dieser Sepper hat also 30 mal 146 fl. 40 kr. gleich 4,400 fl. an Jauchewerth verloren. Welch' ein hübsches Vermögen hat also dieser Mann, ohne es zu wissen, seinen Kindern verschwendet? Aber gehen wir noch weiter und sprechen den allgemeinen Satz aus: Wer die Jauche nicht achtet, achtet auch den Mist nicht, wie sich's gebührt. Für wie viel 100 fl. wird unserm Bürger Sepper noch Düng aus seiner Dunggube fort sein? Ohne hier weitere Untersuchungen anzustellen, wollen wir nur seine Vermögensverhältnisse oberflächlich in's Auge fassen. Vor mehr als 30 Jahren hat unser Sepper den Hof übernommen und dortzumal etliche 100 fl. Schulden angetreten. Er war der häuslichste Mann von der Welt, hatte nie ein besonderes Unglück im Stalle, in der Familie oder auf dem Felde, nie einen Acker oder eine Wiese gekauft und bis jetzt hat er die lästigen Schulden nicht nur nicht bezahlt, sondern noch vermehrt.

Franz. Wie ist's aber möglich, möchte man fragen, daß ein solcher Bauer unter diesen günstigen Umständen nicht weiter kommt, da er noch oben drein so häuslich ist und sich nicht einmal ein Glas Bier gönnt? Darüber habe ich noch nie nachgedacht, und es ist leider doch sehr wahr.

Thomas. Antwort: weil er die Seele der Landwirthschaft, den Dünger, nicht recht zu Rathe zieht. Er läßt immer die Hauptsache in den Bach und auf der Straße herumlaufen und in die Luft forisfliegen. Daraus folgt dann:

1) Magere und wenig Frucht auf den Aekern, und somit gewöhnlich viel Unkraut - wenig Stroh und wenig Frucht. Die Frucht ist leicht und gering, und solche Früchte stehen stets nieder im Preise. Wenig Stroh, daher wenig Mist.

2) Weil die Wiesen nicht gedüngt und verbessert werden können, wenig und schlechtes Futter und daraus folgt dann

3) Ein armselig, geringer, magerer Viehstand, schlechte Arbeit vom Vieh, schlechten und wenig Dünger, wenig Milch und beim Verkaufe des Viehes geringe Summen.

Wie ist's, lieber Franz, fragst du jetzt noch, warum unser Sepper, wir wollen ihn Dummbauer sagen,

keine Kapitalien, sondern trotz aller Sparsamkeit noch Schulden gemacht hat? Siehst du jetzt, wo der Haas im Pfeffer sitzt? Halte also deinen Freunden und Nachbarn künftig Vorträge über solche Dinge, sage ihnen, wie sie die Jauche gut zusammenhalten sollen, und wie viel Vermögen man seinen Kindern, ohne es zu wissen und zu wollen, könne fortlaufen lassen. — Der Dünger ist und bleibt die Seele der Landwirtschaft.

Franz. Ja, vor solchen Rechnungen und Belehrungen habe ich allen Respekt. Das schafft Geld in's Haus. Aber, guter Freund Thomas, ihr habt mir auch noch von mangelhaften Jauchehältern gesagt. Was sind denn das für?

Thomas. Unter diesen verstehe ich folgende:

1) solche, welche zu klein sind, 2) welche nicht ausgemauert oder ausgebleicht sind, 3) die keinen ordentlichen Deckel haben und 4) die ganz am verkehrten Orte sind.

Franz. Dem 2. und 3. könnte ich schon abhelfen, aber dem 1. und 4. nicht. Da muß ich noch um Aufklärung bitten.

Thomas. Recht gern Franz. Aber wir müssen bei diesen Punkten etwas Rechnen. Doch brauchst du kein oder nur wenig Geld, aber wenn die Berechnung ausgeführt wird, so schafft sie Geld in's Haus.

Franz. Dann will ich's mir gefallen lassen.

Thomas zog ein Täfelchen heraus und begann. Ich habe früher schon gesagt, eine Kuh liefert jährlich etwa 80 Eir. Jauche. Da 3 Cubikfuß beiläufig zwei Eir. wiegen, so geben 80 Eir. 40 mal 3 oder 120 Cubikfuß. Die Jauche soll aber jährlich nicht nur 2 oder 3 mal ausgeführt werden. Das ist zu wenig. Man sollte die Jauche besonders im Sommer alle 4 Wochen ausführen. Dies berechnet sich auf's Jahr etwa 8—10 maliges Jaucheführen. Somit wäre für eine Kuh die etwa 120 Cubikfuß Jauche gibt, ein Behälter von 120, getheilt durch 30, d. s. 12 Cubikfuß, und für 6 Stück Vieh von 6 mal 12 = 72 Ebfß. erforderlich. Es ist aber rathsam, die Behälter stets etwas größer zu machen, daß im Fall man wegen andern dringenden Geschäften nicht Jauche führen könnte, die Jauche ja nicht auslaufen müßte.

Franz. Hier führen die meisten Bürger z. B. im Frühjahr auf den Hanfacker, im Sommer zu den Dickrüben und im Herbst, wenn's gut geht, auf den nächsten Kornacker ein Paar Faß Gülle und dann hat's aber mit dem Gullenführen. Die halbe Zeit läuft die Jauche dann über die Gasse und färbt die ganze Straße braun, und dies ist wahrhaftig ein großer Schaden für den Geldbeutel.

Thomas. Da hast du ganz recht. Aber warum ist's so? Weil die Leute nicht rechnen. Durch Jauche wird jede Pflanze, habe sie einen Namen wie sie wolle, am schnellsten gedüngt. Hier wird aber ganz besonders der Fehler begangen, daß Niemand daran denkt, die Wiesen zu güllen. Dadurch bekämet ihr mehr und besseres Futter, könntet euern Neckern den Mist bringen. Er schlägt doch auf den Wiesen weniger an, weil zu viel in die Luft fort fliegt. Dies wirst du begreifen Franz, daß wenn man z. B. im März den Mist spreitet, und nur 8—14 Tage trockene Witterung eintritt, die Wärme den Mist rein austrocknet. Das Ammoniak (guter Dungstoff) fliegt fort und das Stroh bleibt noch liegen. Dies recht man weg, und führ's heim. Der Mist ist eingebüßt und die Wiese geht, wenn's Wetter nicht günstig war, ziemlich leer aus.

Franz. Ich verstehe jetzt Nr. 1, aber Nr. 4?

Thomas. Je weniger der Jauchehälter der Sonne ausgesetzt ist, desto geringer ist der Verluft durch Verflüchtigung. Im Frühjahr, Sommer und Herbst geht aber stets eine Verflüchtigung von guten Dungstoffen vor sich.

Franz. Das Wort Verflüchtigung verstehe ich noch nicht recht.

Thomas. Dies ist so zu verstehen. Nicht das Wasser von der Jauche ist die Hauptsache, sondern gewisse Stoffe, die mit dieser Flüssigkeit verbunden sind. Diese können sich aber, besonders bei großer Wärme, von der Flüssigkeit losmachen, und fliegen dann in die Luft fort. Diese guten Dungstoffe riechen sehr unangenehm; man heißt sie Ammoniak. Nichts also bei euerm Jauchehälter, bei der Dunggrube sehr übel, so geht für manchen Thaler von euerm Mist verloren.

Ueber das Fortfliegen wurde Franz ganz böse und sagte: Aber da hol's der Teufel, was ist denn da anzufangen? das kann man ja nicht heben; man steh's ja nicht einmal? das ist eine sonderbare Sache, eine verfluchte Geschichte.

Thomas. Es gibt im Leben bereits in allen Fällen Mittel, durch deren richtige Anwendung wir uns vor Schaden hüten können, so auch hier. — Doch müssen wir wieder ein Bißchen rechnen. —

Franz. Ich will hören.

Thomas. Die flüchtigen Dingttheile lassen sich binden durch Schwefelsäure, oder Gips, oder auch mittelst Eisenvitriol. Auf 200 Pfd., etwa 3 Cubikfuß, Jauche, kann man in den Jauchehälter werfen 1 Pfd. Schwefelsäure, oder 2 Pfd. Gips oder 2 1/2 Pfd. Eisenvitriol. Dies ist so ziemlich das richtige Verhältniß.

Franz. Das muß ich aufschreiben und Gips kaufesich nicht nur so viel, als ich auf die Klecker brauche.

Thomas. Diese 3 Sachen und besonders Gips kann man aber eben so gut auch beim Stall- und Abtrittdünger anwenden. — Probiert's! es rentirt sich.

Franz. Ich sehe wohl, daß es noch viele Bauern gibt, die ihre Sache nicht viel besser verstehen, als wie jener Schneider, von dem ihr mir erzählt habt.

Thomas. Ja meine Freunde, es ist schon spät, wir wollen die Ruhe suchen. Kommt ein anderesmal wieder, dann erzähle ich euch andere Rechnungsbem-pel. Franz und die übrigen Nachbarn gingen seelenvergnügt nach Hause, und machten darüber, wie sie künftig den Mist und die Sauche behandeln wollen, verschiedene Pläne.

Etwas Geschichtliches.

(Nach Ulrich von Richental's Chronik des Konzils von Konstanz *).

I. Folge.

Vorbereitungen zum Konzil, Reise des Papsts Johannes XXIII. nach Konstanz und Belehnung des Abts in Kreuzlingen mit einer Inful.

Nach dem Tode Papsts Alexanders V. (am 3. Mai 1410) wurde Balthasar Cossa, aus ehrbarem Bürgergeschlechte, zu dieser Würde erhoben, und nannte sich in seiner Obdientz Johannes XXIII. Neben ihm bestanden aber noch zwei weitere Päpste, nämlich Petrus de Luna, ein gefürsteter Herr und Graf von Geschlecht, der sich Benedikt XIII., und Angelus de Corario, Ritter- oder ehrbaren Geschlechtes, der sich Gregor XII. nannte. Ersterer hielt zu Perpignan in Aragonien, letzterer im Gebiete von Venedig seinen Hof.

Der neue Papst Johannes ließ die Sache bestehen, wie sie bestand, und wollte sich vielleicht an solcher Würdigkeit begnügen, die ihm gegeben und aufgelegt war; denn er war sehr geneigt auf zeitliche Ehre und Gut. Dadurch entstand ein großer Geßt und Rede auf zwischen geistlichen und weltlichen Fürsten und Herrn, und die Churfürsten wurden darüber die (oft) zu Rede gesetzt. Sie kamen wegen dieses Zwiespaltis in der Christenheit vielfältig zusammen und wurden zuletzt einig, die Sache dem römischen König Sigismund vorzutragen.

*) Der Text ist, nur vielfältig abgekürzt, im Wortlaute des Originals, jedoch nach der neuern Rechtschreibung gegeben.

Dieser entbot dem Papste Johannes, daß er seinem Gibe genug thäte, denn er vormals dem Konzil geschworen, und der heiligen Christenheit Fried' und Ruhe brächte.

Johannes verzog dies von einer Zeit zur andern, bis er es nicht mehr aufschieben konnte, weil alle Welt merkte, daß der heiligen Christenheit großer Einbruch dadurch würde, und daß das Schifflein St. Peters von solchem Unwetter erfäuft werden wollte. Als nun nichts mehr half, wurde er zu Rath, den römischen König Sigismund nach Lodi *) in Lamparten (Lombardi) zu berufen, um dort mit ihm und andern Herren und gelehrten Leuten eine Besprechung zu halten, was in der Sache zu thun sei.

Diese fand auch (1413) in einem weiten Saale daselbst statt. In demselben war ein langer Stuhl bereit, auf welchem der Papst mit seiner Inful (Tiara) und mit seinem Habit auf der einen, und der König mit seiner Kron' und Habit als ein Evangelier **) auf der andern Seite saß, in der Mitte etwas von einander getrennt. Sie redeten viel miteinander in Latein, und wurden zuletzt miteinander zu Rathe.

Der Papst zeigte sich bereitwillig, ein Konzil in Italien zu halten, in welchem Lande oder in welcher Stadt der König wolle, weil er fürchte, daß er die zum Konzil gehörigen Kardinäle, Patriarchen, Erzbischöfe und Bischöfe nicht aus seinem Lande über das Gebirge bringen möchte. Darauf erwiederte Sigismund: „er habe drei geistliche Churfürsten, welche Erwärler des Königs des hl. römischen Reiches und selbst große Fürsten wären. Die haben Macht, einen König zu wählen und zu entsetzen, und er befürchte, daß er sie nur kümmerlich über das Gebirge bringen möchte; vielleicht thäten sie es auch gar nicht.“

Es wurde nun viel hin und her geredet über den Ort zum Konzil, worauf der König seine umstehenden Herren fragte: „ob keine Stadt am Gebirge läge oder nahe dabei, die zum römischen Reiche gehöre. Darauf sprach der edle Herzog Ulrich von Teck, bazumal Diener des Königs: „es läge eine Stadt am Fuße des Bergs; sie wäre eine Reichsstadt und heiße Kempfen.“ Ihm entgegnete der Graf Eberhard von Nellenburg, Landgraf, der auch zugegen war: „Allerdings sei Kemp-

*) Die Stadt Lodi liegt im heutigen Lombardisch-Venetianischen Königreiche, Gouvernement Mailand, Provinz Lodi und Crema, an der Adda. In ihrer Nähe fand die Schlacht am 10. Mai 1796 zwischen Franzosen und Oesterreichern zum Nachtheile der letztern statt.

**) Ein Evangelier ist in der katholischen Kirche derjenige, welcher das Evangelium absingt.